

gegen sie führen. Welche Mittel sind aber gegen die Blutlaus anzuwenden? Mittel dagegen gibt es unzählige; sie haben aber alle das eine gemein, daß sie teuer sind, und obendrein oft nicht helfen oder den Bäumen noch mehr Schaden bringen als die Blutlaus selbst. Sehr große Vorsicht beobachtet man bei der Anwendung des Petroleum und der sogenannten Petroleumemulsion, da durch diese Mittel die Blätter oft verbrennen.

Wo man leicht zu den mit Blutlaus besetzten Stellen gelangen kann, zerbricht man diese mit einem mittleren Anstreicherpinsel, dessen Borsten man mit scharfem Schnitt um $\frac{1}{3}$ kürzt. Dann bestreicht man diese Stellen mit Fett; besser ist ein Bestreichen mit in Spiritus aufgelöstem Baumwachs. Der Spiritus, der die Tiere tötet, verdunstet und das Baumwachs schützt die Stelle vor neuem Befall. Einzelne größere mit dem Ungeziefer besetzte Äste schneidet man, wenn es die Form des Baumes erlaubt, heraus.

Bäume, die seit Jahren so von der Blutlaus gelitten haben, daß sie dem Absterben nahe sind, haue man am besten ab und verbrenne sie.

Sind die Bäume noch jung und gesund, so schneide man die Kronen stark zurück und verbrenne das abfällige Holz.

Bei größeren wertvollen Obstbäumen, die man nicht gern missen mag, hilft manchmal ein recht oft wiederholtes Besprühen mit bloßem kaltem Wasser (am Abend oder Morgen), Hauptsache dabei ist, daß die Blutläuse von dem scharfen Strahl herabgeschwemmt werden.

Am leichtesten ist die Bekämpfung im Winter und Herbst, wo die Bäume ihr Laub abgeworfen haben. (Zu dieser Zeit kann man auch die Petroleumemulsion anwenden!) Man glaube aber ja nicht, daß man mit einem Male der Blutlaus Herr werde; mindestens aller 8—14 Tage sind die Bäume genau durchzusehen und zwar das ganze Jahr hindurch.

Gegen die unterirdische Form ist ein unfehlbares Mittel das Freilegen und Bestreuen des Wurzelhalses und der befallenen Wurzeln mit feinem Tabakstaub, wie er in Zigarrenfabriken billig zu erhalten ist. Dann werden die Wurzeln wieder mit Erde bedeckt.

Vor allen Dingen aber bringe man seine Bäume durch Bodenlockerung und Düngung in einen solchen Zustand, daß sie den Einflüssen der schädlichen Schmarotzer erfolgreich Widerstand leisten können.

Siegmar.

Krause.

Die Sühne des Fischers.

Original-Erzählung von Ludwig Blum & Co.
(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Pfui, Du hartherziger Egoist,“ sagte Peter, auf die Erde spuckend. „Schäme Dich. Was Du da sagst ist ja alles reiner Unfuss. Wer sollte etwas dabei finden, daß Du Dein Glück in den Karten versucht hast? Aber Du willst mir nur nicht helfen, mein Unglück ist Dir gleichgültig, Du willst mir nicht helfen, weil Du kleine Widerwärtigkeiten befürchtest. Onkel Steffen kann Dir das Geld doch sehr gut leihen. Gehe zu ihm und bitte ihn darum. Und wenn er es nicht gerne will, so leihst Du es Dir ohne seinen Willen. Du weißt ja genau Bescheid. Er denkt nicht Schlimmes. Nach wenigen Wochen gibst Du es ihm zurück, legst es stillschweigend an den Ort und keine Menschenseele kümmert sich darum.“

„Du meinst also, ich sollte ihn bestehlen?“ fragte Jens entsetzt.

„Wer spricht vom Stehlen,“ sagte Peter mit verächtlicher Gebärde. „Reihen sollst Du das Geld, nicht stehlen. Du bist ja wie ein Kind im Hause bei Onkel Steffen.“

„Ich kann das Geld nicht beschaffen,“ stöhnte Jens. „Es ist ein Ding der Unmöglichkeit.“

„Nun gut!“ rief Peter aus, und dabei leuchteten seine kleinen Augen, als wären es ein Paar glühende Steine. „Gut denn, so muß ich selber handeln. Ich gehe zu Onkel und bespreche mit dem die Sache. Er ist ein verständiger Mann, der wohl Einsehen haben wird. Er wird das Geld einfach von Hansines Mitgift abziehen, und damit ist die Sache erledigt.“

Der Spitzbubenkönig schickte sich an, zu gehen. Doch Jens packte ihn mit seiner kräftigen Faust an der Schulter und sagte: „Geh' nicht zu Onkel, Peter, ich will alles tun, was Du von mir verlangst. Aber hab' Erbarmen und sprich zu niemandem etwas von unserem Kartenspiel. Wenn Du es verrätst, so gibt es nur einen Ausweg für mich, ich stürze mich in's Wasser. Auf Heller und Pfennig sollst Du Dein Geld haben, Tag und Nacht will ich arbeiten. Du wirst Dir das Reisegeld bei einem anderen leihen können, habe Erbarmen.“

Es schien dem Spitzbubenkönig eine gewisse Freude zu bereiten, den Mann mit dem gewaltigen Körperbau sich kläglich wie ein Wurm winden zu sehen. Er dachte vielleicht an jene Tracht Prügel, die ihm gerade an dieser Stelle geworden. Ein Lächeln der Genugtuung umspielte seine Lippen. „Ich muß mein Geld haben,“ sagte er dann ganz kurz. „In drei Tagen hast Du es mir zu beschaffen. Wie Du es auftreibst,

ist mir gleichgültig. Bekomme ich es über drei Tage um diese Zeit hier an dieser Stelle nicht, so gehe ich zu Onkel Onkel. Hast Du kein Mitleid mit mir, so habe ich auch kein mit Dir. Unsere Freundschaft ist zu Ende.“

Peter Nielsen ging, und Jens stand wie besinnungslos an sein Schiff gelehnt. —

Die anderen Fischer kamen vorüber, sahen ihn, wünschten ihm einen guten Morgen und wunderten sich, daß er heute ihren Gruß stumm und ganz mechanisch erwiderte, während er doch sonst für jeden einige freundliche, scherzhaftige Worte zu haben pflegte.

Ihm war es gleichgültig, was die anderen dachten. Er hatte nur den einen Gedanken: Du bist verloren.

„Wäre ich doch statt meiner wadernen Brüder in den Fluten ertrunken,“ seufzte er. „Ach, dann hätte ich jetzt Ruhe und meinen Eltern würde das Herz nicht brechen über einen ungeratenen Sohn.“ Dann faltete er seine Hände zu einem aus tiefen Herzen kommenden Gebet um Rettung aus der Not, in der er sich befand. „Hilf mir, Du ewiger Gott,“ flehte er, „vergib mir. Ich weiß kein Mittel und keinen Ausweg, erbarme Du Dich meiner.“

„Wenn ich den Eltern unter Tränen der Reue nun alles beichtete,“ sagte er dann zu sich selber, „würden sie mir nicht verzeihen? Sollte mein Vater nicht helfen können? Doch nein, nein, er kann nicht, er ist ohnehin so leidend, er würde gewiß vor Stummer sterben, und mein Gewissen wäre noch mehr beschwert.“

Aber trotz dieser Erkenntnis, daß keine Hilfe für ihn wäre, marterte und quälte Jens sein Hirn doch bei der Arbeit immerfort ab, um ein Mittel zu finden.

Peter würde ihm keine Ruhe lassen, das war ihm sonnenklar, der Glende würde ohne Bedenken zu Drogen gehen und nun alles verraten.

Was Peter da von Onkel Steffen sagte, fiel dem ratlosen Fischer jetzt wieder ein. Zweifellos hatte seiner gemeint, er solle die hundertundfünfzig Kronen stehlen und nachher wieder stillschweigend an Ort und Stelle legen. War denn das eine so vortreffliche Idee? Steffen war alt und altersschwach, er wußte gewiß nicht ganz genau, wieviel Geld er in seiner Kiste hatte. Vielleicht zählte er es garnicht. Schwer war es für Jens nicht, ganz unbemerkt den Deckel zu öffnen und einen Griff in den Schatz zu tun. Das konnte man ja, wo er sich in so bitterer Not befand und den festen Vorsatz hatte, das Geld zurückzahlen, keinen Diebstahl nennen. —

Das alles überlegte der junge Fischer. Nicht nur jetzt auf der See überlegte er es, den ganzen Tag und die ganze Nacht tat er es auch. Und so kam er denn zu dem festen Entschluß, dieses einzige, gefährliche Mittel zu wagen. —

Gegen Abend des dritten Tages begab sich Jens mit Fischer in's Gehölz zu Onkel Steffen, um das schwere, schwere Werk zu vollführen. Der Alte hieß ihn herzlich willkommen, kaufte ihm Fische ab und nötigte ihn, ein Stündchen zu bleiben. Jens willigte mit laut klopfenden Herzen ein.

Nachdem beide eine Weile miteinander gelaubert hatten, erhob sich Steffen schwerfällig und sagte: „Will doch ein Glas Erdbeerwein heraufho!“, das wird Dir gut schmecken. Die Marie ist eine Meisterin in solchen Dingen, sie hat den Wein nach einem uralten Rezept bereitet.“

Steffen ging. Jens hörte, wie er langsam die Treppe hinab in den Keller stieg.

Das war eine günstige Gelegenheit!

Mit zitternden Händen zog er die schwere Kiste unter dem Bett hervor, brückte auf den Kopf des einen Nagels und der Deckel sprang auf. Wohlgeordnet lag das viele Geld in den einzelnen Fächern. Jens griff in das Fach mit dem Goldgeld.

Das mußte stimmen, ja, das waren genau 150 Kronen.

Es war gar nicht zu merken, daß die Handvoll Goldgeld fehlte; nein, wenn Steffen es nicht zählte, so konnte ihm der Verlust nicht auffallen.

Schnell verschloß Jens die Kiste wieder und schob sie an ihren Platz.

Als der Alte mit dem Wein heraufkam und ihm wohlmeinend ein großes Glas voll einschenkte, da zitterte des jungen Fischers Hand so, daß er das Glas nur mit großer Mühe zum Munde zu führen vermochte. Wäre Steffen nicht so sehr kurzichtig gewesen, so wäre ihm zweifellos seines Gastes Erregtheit nicht entgangen.

Nachdem Jens den Wein getrunken und ihn ganz mechanisch sehr gelobt hatte, ging er mit wankenden Knien heim und dachte mit Entsetzen an die Folgen, die dieses neue Verbrechen haben konnte.

X.

Peter Nielsen war pünktlich zur Stelle.

„Es ist mir gelungen, das Geld aufzutreiben,“ sagte Jens, ihm die hundertundfünfzig Kronen in die dargebotene Hand zählend.

„So, so, Freund, es ist Dir also ganz ohne Mühe gelungen, soviel Geld zu bekommen. Et sieh nur, da willst Du noch von Not und Armut sprechen,“ er-

widerte Peter mit schadenfrohem Gesicht. „Wie bist Du denn zu dem Gelde gekommen, wenn man fragen darf?“

„Das kann Dir gleich bleiben, Peter,“ antwortete der Fischer. „Nimm das Deinige und frage nicht weiter. Sei versichert, es hat furchtbare Mühe gekostet.“

„Hm, hm, höre mal, Freundchen, wenn Du in der Lage bist,“ sprach Peter weiter, „so im Handumdrehen solche Summen aufzutreiben, da hätte ich große Lust, Dich um weitere hundert Kronen zu bitten, leihweise will ich die natürlich nur haben. Ich könnte sie ja wohl rechtlich verlangen, denn ich gewann Dir bekanntlich dreihundert Kronen neulich ab. Selbstverständlich würde ich Dir mit meiner Bitte nicht kommen, nachdem ich einmal auf das übrige Geld verzichtet habe, aber die Not läßt den Menschen jegliches Gefühl des Anstandes und jegliche Bescheidenheit vergessen. Ich sehe, daß Du eine gute Hilfsquelle besitzt, darum will ich noch hundert Kronen von Dir haben.“

„Du bist toll, Unverschämter,“ rief Jens aus, sich in seinem Zorn gänzlich vergessend und die Faust ballend, als wollte er den frechen Menschen zu Boden schlagen.

Peter zog sich, nicht etwa Jens' Zorn fürchtend, sondern nur aus Besorgnis, von den eben heranschreitenden Fischern gesehen zu werden, hinter die Düne zurück. „Wir sprechen später weiter über die Angelegenheit,“ sagte er ihm Fortgehen.

Es mußte sich im Dorfe etwas Besonderes zutragen haben, denn die Fischer, die dort eine Gruppe bildend, herankamen, sprachen eifrig miteinander und hatten es heute gar nicht eilig. Sie standen vielmehr häufiger still, wiesen bald zum Dorfe bald zum Gehölz und vergrößerten des verzweifelten Jens Angst noch mehr. Hatte Steffen den Diebstahl doch entdeckt, war derselbe bereits ruchbar geworden? Ohne Zweifel gab er die Veranlassung zu dem auffälligen Verhalten der Fischer.

Jens ging der Gruppe entgegen und fragte, was denn geschehen wäre.

„Weißt Du es noch nicht?“ antwortete ihm ein graubärtiger Fischer. „Das Diebesgesindel in Dverby nimmt überhand, schon wieder ist jemand bestohlen worden. Dem alten Steffen fehlen 150 Kronen in seiner eisernen Kiste. Er läuft wie wahnsinnig im Dorfe umher und fordert die Leute auf, ihm den frechen Dieb auszuliefern. Eine hohe Belohnung hat er dem zugesichert, der ihm den Spitzbuben namhaft machen wird. Im Dorfe herrscht die größte Aufregung; kein Mensch ist ja vor dem Diebesgelichter sicher.“

Jens hatte die Augen zu Boden gesenkt und wagte nicht, dem biederen Kollegen, der sich so über den Diebstahl ereiferte, in's Auge zu schauen.

Erst als alle Fischer abgesehelt waren, stieg Jens, der sich todmüde und sterbenskrank fühlte, auch in sein Fahrzeug, um die schwere Arbeit seines Berufs aufzunehmen. Doch ehe er es noch vom Ufer abgestoßen hatte, kam Peter Nielsen wieder hinter der Düne hervor und winkte ihm mit der Hand. Er verließ sein Schiff und ging mit größtem Widerwillen zu dem falschen Freunde, den er jetzt ja in seiner ganzen Erbärmlichkeit kennen gelernt.

„Hast Du Dich besonnen, Jens?“ fragte der Spitzbubenkönig mit teuflischem Grinsen.

„Nein!“ antwortete Jens mit zornig funkelnden Augen. „Du hast bekommen, was Dir zusteht. Reize mich nicht, Du weißt, daß ich ein leidenschaftlicher Mensch bin, der sich leicht vergessen kann. Daß mich in Ruhe, ich habe Dich vollkommen durchschaut!“

„Undankbarer, Falscher!“ schrie Peter mit krächzender Stimme. „So lange ich reich war, nanntest Du mich einen guten Freund und jetzt möchtest Du mich am liebsten prügeln. Aber warte, zahlst Du mir nicht in drei Tagen noch hundert Kronen aus, so verdiene ich mir die Belohnung, die der alte Steffen für den ausgefetzt hat, der ihm den frechen Spitzbuben namhaft macht, der ihm, denke nur, gerade 150 Kronen gestohlen hat.“

Jens taumelte errötend zurück.

„Peter!“ stieß er hervor, „Du — Du hältst mich für — für den Dieb?“

„Ich sage nichts weiter,“ sprach der Spitzbubenkönig mit listigem Gesicht. „Ich weiß, wer der Dieb ist. Schaffe mir in drei Tagen aus Deiner vorzüglichen Hilfsquelle 100 Kronen, dann bist Du gerettet. Lust Du es nicht, so ziehe ich ohne Erbarmen die Schlinge zu, wie Du es verdienst.“

Nach diesen, in großer Hast gesprochenen Worten, lief Peter davon, während Jens sich erschöpft an die Düne warf und verzweifelt vor sich hin stierte.

„Schlimmer kann es nicht werden,“ rief er dann, plötzlich auffahrend, aus. „Der Tod und die Hölle sind nicht schrecklicher als diese Qualen. Ich weiß, was ich tue.“ Damit eilte er auf sein Schiff, stieß hurtig ab und segelte in die graue, sturmbelegte See hinaus.

„Hier war es, wo man die Leiche des Bruders fand,“ sagte er zu sich selber, nachdem er eine Strecke